

ERLANGER UNIVERSITÄTSREDEN

Neue Folge — Sonderreihe der „Erlanger Forschungen“

5

---

Versuch einer vergleichenden Charakteristik  
der romanischen Schriftsprachen

Rektoratsrede, gehalten bei der Jahresfeier  
der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen  
am 4. November 1953

von

Dr. phil. Heinrich Kuen  
o. Professor für Romanische Philologie

Erlangen 1958

## Hochansehnliche Festversammlung!

Wenn ich nach altem Brauch zum Stiftungsfest der Universität als Rektoratsrede einen Vortrag aus meinem Fachgebiet halte, aus dem Gebiete der romanischen Philologie, so kann ich dabei an Längstvergangenes und an Jüngstvergangenes anknüpfen.

An Längstvergangenes, denn als die Universität Erlangen heute vor 210 Jahren feierlich eröffnet wurde, war für die Pflege der romanischen Sprachen bereits Sorge getragen: Im Stiftungsbrief der neuen Universität ist schon ein *Lector linguarum occidentali-um* vorgesehen. Dieser, ein gewisser Jean Jacques Maynier, wird im Vorlesungsverzeichnis des 2. Semesters als Lektor der französischen und der italienischen Sprache bezeichnet. Doch war schon im Laufe des 1. Semesters ein eigenes italienisches Lektorat geschaffen worden, das 1744 mit Forte Maria Zanobio di Forti aus Florenz besetzt wurde, und bis zum Jahre 1807 neben dem französischen Lektorat bestand, während die spanische Sprache meistens vom französischen, zeitweise auch vom englischen Lektor mit versehen wurde.

Freilich hat Erlangen eine eigene Professur der neueren Sprachen erst 1874 als eine der letzten deutschen Universitäten erhalten, einen eigenen Lehrstuhl der romanischen Philologie erst 1898, und die Ausstattung mit den notwendigen weiteren Lektoraten, sowie die Schaffung einer zweiten romanistischen Professur ist ein ganz junges Verdienst des Bayer. Kultusministeriums, das gerade in den schweren Jahren nach dem letzten Krieg für die Universität Erlangen vieles nachgeholt hat, was in den Jahrzehnten vorher versäumt worden war.

An Jüngstvergangenes kann ich auch insoferne anknüpfen, als der erste Inhaber der 2. romanistischen Professur, der am 11. Dezember 1952 von uns gegangene unvergeßliche Professor Dr. Adalbert Hämel zugleich mein Vorgänger im Rektoramt war und vor einem Jahre an dieser Stelle einen Vortrag über das Thema „Die romanischen Kulturen und der europäische Gemeinschaftsgedanke“ gehalten hat \*).

Das Band, das die romanischen Kulturen zu einer gewissen Einheit, und ihre Träger, die romanischen Nationen, zu einer geistigen Gemeinschaft verbindet, ist ein sprachliches Band: das Band der aus einem gemeinsamen Ursprung, nämlich der Sprache Roms, hervorgegangenen romanischen Sprachen.

\*) Abgedruckt in der Gedächtnisschrift für Adalbert Hämel, 1885—1952, herausgegeben vom Romanischen Seminar der Universität Erlangen, Konrad Tritsch Verlag Würzburg 1953, S. 1—15.

Es ist meines Wissens noch nicht versucht worden, alle romanischen Schriftsprachen im Vergleich miteinander zu charakterisieren, wenn auch schon viele Vorarbeiten dazu vorliegen, seien es Darstellungen zum Ursprung und zur Geschichte der romanischen Sprachen, seien es Versuche, einzelne romanische Sprachen für sich zu charakterisieren, seien es Versuche einer vergleichenden Charakteristik zweier oder dreier romanischer Sprachen.

Wenn man sämtliche romanischen Sprachen vergleichend überblickt, kann man feststellen, daß das *F r a n z ö s i s c h e* aus ihnen am stärksten herausfällt. Jede romanische Sprache hat Besonderheiten, die sie von allen anderen unterscheiden, aber in keiner anderen sind sie so zahlreich und so einschneidend.

An dem äußeren Gewand der französischen Sprache, ihrer Lautgebung, ist die Betonung eine besonders durchgreifende Erscheinung. Wir erkennen den Franzosen, auch wenn er Deutsch oder Italienisch spricht und die Laute richtig bildet, doch an seiner Betonung der Wörter.

Das Französische ist die einzige romanische Sprache, die heute eine labile, eine schwankende Betonung hat. In allen anderen romanischen Sprachen muß eine bestimmte Silbe des Wortes am stärksten gesprochen werden. Es ist im Italienischen nicht gleichgültig, ob ich *canto* (mit Betonung der ersten Silbe) oder *cantò* (mit Betonung der zweiten Silbe) sage. Das eine heißt „ich singe“, das andere „er sang“, genauso spanisch *canto* und *cantó*, oder rumänisch *cîntă* „er singt“, *cîntă* „er sang“. Dagegen ist es im Französischen für die Bedeutung der Wortform unerheblich, ob man in *il chanta* die letzte Silbe betont, wie es meistens geschieht, oder die vorletzte, wie es unter dem Einfluß des Satzrhythmus oder Affekts nicht selten der Fall ist.

Die Voraussetzung für diese Unstetigkeit der französischen Betonung ist ihre Flachgipfligkeit. Auch durch sie unterscheidet sich das Französische von allen anderen romanischen Sprachen. Der Unterschied zwischen betonten und unbetonten Silben ist im Französischen geringer als in jeder anderen romanischen Sprache. Daher kann der Franzose den Lautheitgipfel ohne Störung für das Verständnis von einer auf die andere Silbe versetzen.

Die Voraussetzung für die Labilität der französischen Betonung ist also ihre Flachgipfligkeit, und diese kann man aus zwei geschichtlichen Bedingungen erklären.

Es scheint, daß die Gallier das Lateinische, ihrer Aussprachegewohnheit folgend, ziemlich hochgipflig ausgesprochen haben, und daß sie deshalb die unbetonten Silben zugunsten der betonten vernachlässigt haben. So haben die Galloromanen nach und nach alle unbetonten Vokale außer dem schallkräftigsten, dem *a*, unterdrückt. Dies gilt nicht nur für Nordfrankreich, sondern auch für den Süden, ferner für Norditalien, mit Ausnahme des Venezianischen und Ligurischen, und für das katalanische Gebiet. Es gilt also für die Gebiete, wo die Gallier hauptsächlich saßen. Aus dem

zweisilbigen lat. *septem, octo* wurde einsilbiges frz. *sept, huit*, prov. *set, vue* [vø], kat. *set, vuit* [buït], lombard. *set, œt*, im Gegensatz zu zweisilbig gebliebenem (mittel- und schrift-)italienischem *sette, otto*, span. *siete, ocho* \*).

Die erste historische Grundlage für die ursprüngliche Hochgipfligkeit des Französischen scheint also die zu sein, daß es auf einem Gebiet entstanden ist, wo das Lateinische von einer gallisch sprechenden Ureinwohnerschaft, einem gallischen „Substrat“ übernommen wurde.

Aber in Nordfrankreich, wo die französische Schriftsprache zuhause ist, ging die Reduktion der Schwachtonvokale noch weiter, hier ist auch das unbetonte *a* schon im 8. Jahrhundert zu *e* abgeschwächt worden und später meistens ganz verstummt. Man kann vermuten, daß an der stärkeren Unterdrückung der unbetonten Silben in Nordfrankreich die Franken schuld sind, die sich dort im 5. und 6. Jahrhundert in großer Zahl niedergelassen haben und mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen sind. Sie haben das romanische Idiom, das sie übernahmen, nach germanischer Art mit besonders hochgipfliger Betonungsweise ausgesprochen. Die Folge war, daß hier nach und nach nahezu alle unbetonten Silben unterdrückt wurden. Es blieben fast nur noch haupt- und nebetonige Silben übrig, und dies hatte ein Umschlagen der hochgipfligen Betonung in ihr Gegenteil, in eine flachgipflige, zur Folge. Die Gipfel sind aneinandergerückt, die dazwischenliegenden Täler verschwunden, so entsteht eine nur sanft gewellte Kurve. Wenn wir z. B. den Anfang der Parabel vom verlorenen Sohn (Lk. 15, 11) betrachten, so stellen wir fest, daß die unbetonten *e*, die im Altfranzösischen noch gesprochen worden waren, verstummt sind, und der Satz mit verhältnismäßig geringen Unterschieden der Tonstärke in den einzelnen Silben gesprochen wird:

*Un homme avait deux fils, et le plus jeune dit à son père:*

[œn ɔm avɛ dø fis e l ply zœn dit a sɔ̃ pɛ:ɔ̃]

*Mon père, donne-moi la part du bien qui m'appartient.*

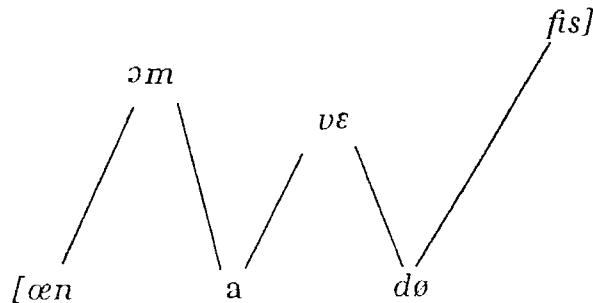
[mɔ̃ pɛ:ɔ̃ dɔn mwa la pa:ɔ̃ dy bjɛ ki m apaɔ̃tjɛ]

Freilich dürfte zu diesen beiden historischen Voraussetzungen, dem gallischen Substrat und dem fränkischen Superstrat, noch ein dritter Faktor hinzukommen, nämlich gewisse seelische Eigenschaften, die für den Durchschnitt der Nordfranzosen kennzeichnend sind.

Es scheint, daß die Betonung in starkem Maße von der Gemüts-  
haltung des Sprechenden abhängig ist. Wer erregt ist, spricht  
lauter als gewöhnlich, und das Wort, das durch eine innere Er-

\*) Fremdsprachlichen Zitaten füge ich, soweit erforderlich, in eckigen Klammern die phonetische Umschrift nach dem System der ASSOCIATION PHONETIQUE INTERNATIONALE bei (Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten, von Fachleuten zusammengestellt unter Schriftleitung von M. Heepee, Reichsdruckerei, Berlin 1928, S. 18 ff.).

regung in uns ausgelöst wird, betonen wir stärker. Als im Französischen des 16. Jahrhunderts die wenigen übriggebliebenen unbetonten Silben auch noch dezimiert wurden und dadurch die hochgipflige in eine flachgipflige Betonung umzuschlagen drohte, hätten sich die Franzosen dagegen wehren können; sie hätten z. B. nur einen Teil der übriggebliebenen haupt- und nebetonigen Silben sehr schwach, die anderen sehr stark zu betonen brauchen:



usw., wie es die Deutschen häufig tun, wenn sie französisch sprechen. Wenn die Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts das nicht getan, sondern den Umschwung zur flachgipfligen, ziemlich gleichmäßigen Akzentuierung willig akzeptiert haben, so läßt das den Schluß zu, daß ihnen am Ausdruck des Affektes nicht so viel lag wie an der ruhigen Klarheit des Gedankens.

Eine Folge des ursprünglichen hochgipfligen Akzentes ist auch die Ausbildung von zahlreichen Vokalnancen bei gleichzeitiger Zerstörung vieler Konsonanten im Wortinnern und am Wortende. Infolgedessen hat sich das Französische in seiner Lautgestalt weiter vom Lateinischen entfernt als irgend eine andere romanische Sprache. So erscheint z. B. das lat. *rota* „Rad“ im Rumänischen als *roată*, im Italienischen als *ruota*, im Rätoromanischen als *rouda*, im Katalanischen als *roda*, im Spanischen als *rueda*, im Portugiesischen als *roda*. Überall ist das lat. Grundwort noch gut zu erkennen. Dagegen ist im französischen *roue* [ʁu] kein einziger lateinischer Laut unverändert geblieben, denn sogar das lat. Zungen-*r*, das alle anderen romanischen Schriftsprachen bewahrt haben, ist im Französischen durch das Zäpfchen-*r* [ʁ] ersetzt worden.

Wenn sich die Franzosen gegen die fortwährenden starken Wandlungen ihrer Sprache so wenig gewehrt haben, so hängt vielleicht auch das mit einer seelischen Eigenheit des Volkes zusammen, von dem so viele Neuerungen ausgegangen sind, wie die ritterliche Kultur, die Kreuzzüge, der Roman, die Aufklärung, die Französische Revolution, der Naturalismus, um nur einiges zu nennen. Die Franzosen waren immer ein Volk von beweglichem Geist, voll von originellen Ideen, aber auch zum Umsturz des Bestehenden geneigt. Schon die *Historia Augusta* des 4. Jahrhunderts spricht von der *Gallia novarum rerum cupida*.

Auch in den Bereichen des Sprachlichen, die stärker von Sinn erfüllt sind als das äußere Gewand der Sprachlaute, weist das

Französische Eigenheiten auf, die es von den übrigen romanischen Sprachen abheben. Und auch hier schimmern die gleichen historischen und volkpsychologischen Hintergründe durch.

Wir finden im französischen Wortschatz manches Wort, das aus der Sprache der gallischen Ureinwohner übernommen wurde und in anderen romanischen Sprachen fehlt, wie z. B. *brasser* „brauen“ zu *brai* „Malz“ aus dem *brace* der brauereikundigen Gallier.

Noch zahlreicher als die Elemente gallischer Herkunft sind im französischen Wortschatz die Lehnwörter aus dem Fränkischen. Es sind Ausdrücke aus dem Bereich des Heereswesens wie *arrière-ban* aus fränkisch *hari-ban* „Heerbann“, aber auch solche der Landwirtschaft wie *blé*, denn die Franken kamen nicht nur als Besatzungsmacht, sondern auch als Siedler. Auch verschiedene Ausdrücke des Gemütslebens hat das Französische aus dem Fränkischen übernommen, wie z. B. *hair* aus fränk. *hatjan* „hassen“.

Nicht weniger charakteristisch ist das, was die Franzosen mit dem lateinischen Wortgut angefangen haben. Das franz. *esprit* z. B. hat nicht dieselbe Bedeutung wie das ital. *spirito* oder das span. *espíritu*. Es ist bezeichnend, daß viele französische Wörter wie *esprit*, *arrière-pensée*, *bon mot*, die unübersetzbar sind und deshalb auch in anderen romanischen Sprachen gebraucht werden, gerade dem Bereich des Verstandes und Witzes angehören.

Der Verstand ist auch am Werk, wenn in den französischen Wortformen die ursprünglich in ein Wort zusammengeballten Sinnesinhalte auseinandergelöst und auf selbständige Wörter verteilt werden. In den lateinischen Wortformen *canto* - *cantas* - *cantes* - *cantaris* ist außer der Tätigkeit, ihrer Beziehung zur Wirklichkeit und der Zeit ihres Verlaufs auch noch die Person ausgedrückt, von der die Handlung ausgeht oder auf die sie gerichtet ist. Im französischen [ʒə fã:t] — [ty fã:t] — [kə ty fã:t] — [õ tə fã:t] sind die gedanklichen Elemente, die das Lateinische in ein untrennbares Wort zusammenpreßt, auseinandergenommen und auf verschiedene, getrennte Wörter verteilt.

Dieser „analytische“, verstandesmäßig zerlegende Geist findet sich mehr oder weniger auch in den anderen romanischen Sprachen, aber er hat nirgends so stark gewirkt wie im Französischen. Das Verbum *cantare* kann im Lateinischen noch 113 verschiedene Formen annehmen, im Portugiesischen 51, im Spanischen 46, im Italienischen und Oberengadinischen je 41, im Rumänischen 26, im Französischen nur mehr 22.

Daß dem Franzosen mehr an der Klarheit der Gedanken als an der Äußerung des Affektes liegt, zeigt sich auch darin, daß das Französische nicht mehr, wie die anderen romanischen Sprachen, lebendige Verkleinerungs-, Vergrößerungs-, Kose- und Verschlechterungssilben kennt, durch die jedes beliebige Wort mit einem Gefühlston der Zuneigung oder der Abneigung versehen werden kann. Wie im Deutschen die Ableitung *Köpfchen* nicht nur einen kleinen, sondern auch einen lieben Kopf bezeichnen kann, so auch

rum. *căpșor*, *căpcel* zu *cap*, ital. *testina*, *testolina* zu *testa*, eng. *cheuin*, *cheuet* zu *cheu*, span. *cabecita* zu *cabeza* usw. Nur im Französischen kann man nicht anders sagen als *petite tête*.

Andere Eigenheiten besitzt das Französische zwar nicht ausschließlich, aber doch in höherem Grade als die übrigen romanischen Sprachen. So ist die Vereinheitlichung der französischen Schriftsprache am weitesten fortgeschritten von allen romanischen, ja überhaupt von allen europäischen Sprachen. In keinem romanischen Land ist die Aussprache der Gebildeten so einheitlich wie in Frankreich, in keiner anderen romanischen Sprache ist die Möglichkeit, verschiedene Wörter oder Wendungen für denselben Gedanken zu gebrauchen, so gering, in keiner ist die Wortstellung so streng geregelt, nirgends die Freiheit des Sprachgebrauchs so klein, der Zwang der Regeln so stark. Das hängt einerseits mit dem hohen Alter der französischen Literatur zusammen, die schon im 12. Jahrhundert eine erste Blütezeit erlebte, so daß die Schriftsprache viel Zeit hatte, sich zu konsolidieren, andererseits mit der überragenden Stellung von Paris als politischem und noch mehr als kulturellem Zentrum, endlich mit dem lebhaften Interesse, das der gebildete Franzose an seiner Sprache nimmt. Nirgends wird der, der schlecht spricht, mehr verachtet als in Frankreich.

Wenn wir nun von Frankreich nach Osten gehen, so stoßen wir auf eine romanische Sprache, die in vielem dem Französischen sehr ähnlich, in einigem auch wieder sehr unähnlich ist: das R ä t o r o m a n i s c h e, das in Graubünden, in den Dolomittälern um die Sellagruppe und im Friaul gesprochen wird, aber nur in der Schweiz als vierte Landessprache anerkannt und als Schriftsprache gebraucht wird.

Das Rätoromanische von Graubünden und das Französische sind die einzigen romanischen Schriftsprachen, die Vokale kennen, bei denen die Zungenstellung des *i*, *e* mit der Lippenstellung des *u*, *o* kombiniert ist, nämlich die *ü*- und *ö*-Laute: engadin. *dür*, frz. *dur* [*dy:ʁ*] aus lat. *durus*, eng. *öu*, frz. *œuf* aus lat. *ovum*.

Es ist möglich, daß diese Eigenheit von den Galliern ausgegangen ist, die sie von ihrer Sprache auf das Lateinische übertragen haben mögen, so wie der ladinische Wirt in Colfuschg in den Dolomiten sein [*ü*] (eine Art [*y*]) auf das Deutsche übertrug, als er mir versicherte: *Das Zimmer ist güet*.

Auch sonst teilt das Rätoromanische mit dem Französischen eine gewisse Neigung zur Verschiebung der Zungenartikulation nach vorne: lat. *capra* erscheint im Rätoromanischen des Oberengadin als *chevra* [*çe:vra*], ähnlich wie frz. *chèvre*, während die übrigen romanischen Sprachen das *k* und das *a* des lat. *capra* bewahrt haben: rum. *capră*, it. *capra*, kat., span., port. *cabra*.

Das Wort für „Sonne“ geht in allen romanischen Sprachen auf lat. *solem* zurück, nur im Französischen und im Rätoromanischen

erscheint dafür ein vulgärlateinisches *soliculus*, eigentlich „die liebe Sonne“, frz. *soleil*, rtr. *sulai*. Es ist begreiflich, daß gerade im Norden des romanischen Gebietes nach dem kalten Winter und der kalten Nacht die wärmende Sonne als die liebe Sonne begrüßt wird, während man im Süden vor der sengenden Sonne in den Schatten flüchtet.

Wie im Französischen, so muß auch im Rätoromanischen beim Verbum das Subjekt immer durch ein eigenes Wort ausgedrückt werden. Während man im Rumänischen für „ich singe - du singst - er singt“ in Fortsetzung des lateinischen Gebrauchs einfach sagt *cînt - cînți - cîntă*, im Italienischen *canto - canti - canta*, im Katalanischen *canto - cantes - canta*, im Spanischen und Portugiesischen *canto - cantas - canta*, muß man im Französischen wie im Deutschen das Pronomen setzen: *je chante - tu chantes - il chante* und ebenso im Rätoromanischen: *eau chaunt - tü chauntast - el chaunta*, nur daß das gesprochene Französisch die überflüssig gewordenen Endungen allmählich abgebaut hat, während das Rätoromanische wie das Deutsche sich weiter den Luxus leistet, die Person zweimal zu bezeichnen, durch das Pronomen und die Endung. Da keine andere europäische Sprache außer den germanischen Sprachen diesen Aufwand der zweifachen Bezeichnung des handelnden Subjekts in allen Personen seit alter Zeit kennt, darf man vermuten, daß er, wenn er bei den am stärksten mit Germanen vermischten romanischen Völkern wiederkehrt, durch den germanischen Einfluß angeregt worden ist: in Nordfrankreich durch den Einfluß der Franken, im Rätoromanischen durch den der Alemannen und Baiern.

Von allen romanischen Sprachen bewahrt allein das Rätoromanische syntaktisch lebendige Reste des alten lat. Nominativs auf *-s*. Es heißt in der obwaldischen Spielart des Rätoromanischen *il frar ei buns*, wie es noch im Afrz. hieß: *li frere est bons* aus lat. *ille frater est bonus*. Hier, wie auch sonst noch oft, hat sich das Rätoromanische langsamer entwickelt und eine ältere Stufe festgehalten als das Französische, und sich dadurch von ihm differenziert.

Auch in anderen Fällen hält es eine ältere Phase der Entwicklung des Vulgärlateinischen fest, mitunter sogar eine Phase, die in allen anderen romanischen Sprachen durch Neuerungen überdeckt ist. So ist nur im Rätoromanischen der ältere, griechische Ausdruck für die Woche erhalten: *hebdomas*, eng. *eivna*; alle anderen romanischen Sprachen haben ihn durch die lat. Übersetzung *septimana* ersetzt: rum. *săptămîna*, ital. *settimana*, frz. *semaine*, katal. *setmana*, span., port. *semana*.

Neben den weniger zahlreichen gallischen Elementen des Westrätoromanischen (wie eng. *tegia* „Käserei“, vgl. die Nordtiroler Almnamen *Niedertai*, *Kühtai* und die nordfranzös. Ortsnamen *Arthies*, *Artige* zu gall. *are* „bei“ und *tegia* „Hütte“), finden wir zahlreiche alpine Wörter wie eng. *signun*, *sain* aus vorromanisch



*sanio*, auf dem auch schweizerdeutsch *Senne* und bair. *Senner* beruhen.

Besonders stark ist der deutsche Einfluß. Er äußert sich nicht nur in den vielen deutschen Lehnwörtern wie *lev(za)* „Lippe“ aus ahd. *lefza*, sondern auch in der Bedeutungsentwicklung des lat. Wortgutes. So hat *udi - auda* „hören“ nach dem deutschen Vorbild auch die Bedeutung „gehören“ angenommen, oder *dér sū* aus lat. *dare sursum* hat alle Bedeutungen des deutschen „aufgeben“ übernommen: „einen Brief aufgeben“, frz. *mettre à la poste*; „einen Plan aufgeben“, frz. *renoncer*; „den Geist aufgeben“, frz. *rendre (l'âme)*; „Hausarbeiten aufgeben“, frz. *imposer (des tâches)*. Der italienische Sprachforscher Graziadio Isaia Ascoli hat diese Erscheinung treffend *spirito tedesco in materia romana* „deutschen Geist in romanischem Stoff“ genannt.

Ganz entgegengesetzt zum Französischen verhält sich das Rätoromanische in bezug auf die Vereinheitlichung der Schriftsprache. In Graubünden gibt es überhaupt keine einheitliche Schriftsprache, sondern jedes Tal schreibt und spricht seine Mundart, so daß man in Wirklichkeit mehrere Schriftsprachen unterscheiden müßte: das Unterengadinische, das Oberengadinische, das Oberhalbsteinische, das Vorderrheinische. Diese Eigenheit hängt erstens mit der Jugend der rätoromanischen Literatur zusammen, die erst im 16. Jahrhundert einsetzt, zweitens mit dem Wegfall eines ausgleichenden städtischen Zentrums durch die frühe Eindeutschung der Hauptstadt Chur, drittens wohl auch mit dem Freiheitssinn des Schweizers.

Der Anfang der Parabel vom verlorenen Sohn lautet unterengadinisch:

*Ûn hom avaiiva duos figls: e il juven dad els ho dit al bap:*  
 [yn om 'veva du:s 'fìlts i al 'zu:vən dad es v 'dit al 'bap]  
 „Bap, do a mai quella part da la roba chi am tocca.“  
 ['bap d v a maï 'küela 'part da la 'rɔ:ba c am 'toka] .

Das I t a l i e n i s c h e hat mit dem Französischen und auch mit dem Rätoromanischen manches gemeinsam, was es zu den übrigen romanischen Sprachen in Gegensatz stellt.

So gibt es nur im Italienischen, Französischen und Rätoromanischen wirklich lange Vokale. Die langen Vokale des Lateinischen waren nämlich im Vulgärlateinischen, der lat. Umgangssprache, verkürzt worden. Diesen Zustand haben das Rumänische im Osten und die drei Sprachen der iberischen Halbinsel im Westen bis heute bewahrt. Rumän. *capră*, katal., span., port. *cabra* werden auch in der ersten Silbe mit einem ziemlich kurzen *a* gesprochen. Dagegen haben die übrigen drei romanischen Schriftsprachen die Vokale im Wortinnern am Silbenende gedehnt: it. *capra* ['ka:pra], oberengad. *chevra* ['çe:vra], französ. *chèvre* [ʃe:vʁ(ə)] mit langem Tonvokal. Auch diese Eigenheit hat man dem Einfluß

der Germanen zugeschrieben, in deren Sprache lange und kurze Vokale deutlich unterschieden werden; in Italien müßte es der Einfluß der Langobarden gewesen sein.

Andere Eigenheiten der Aussprache verbinden das Italienische mit dem Rumänischen. Wie in diesem sind die stimmlosen Konsonanten zwischen Vokalen stimmlos geblieben, während sie in allen westlichen Sprachen stimmhaft geworden sind. Im rum. *capră* und im ital. *capra* ist das lat. *p* bewahrt, im frz. *chèvre*, im kat.-span.-port. *cabra* ist es stimmhaft und zu einem Reibelaut geworden.

Aber die italienische Schriftsprache, deren Grundlage nicht die Mundart Roms ist, sondern die toskanische Mundart der großen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, Dante, Petrarca, Boccaccio, ist nicht so konsequent wie das Rumänische. In manchen Wörtern ist die Aussprache der oberitalienischen Mundarten durchgedrungen, die dem Galloromanischen nahestehen. Lat. *in-*, *recipere* erscheint im Rumän. als *incepe* mit *p*, aber im Italienischen als *ricevere* mit *v* wie im frz. *recevoir*.

Wieder andere Eigenheiten unterscheiden das Italienische sowohl vom Westen als vom Osten. Es ist z. B. die einzige romanische Schriftsprache, die die lateinischen langen Konsonanten erhalten und sogar vermehrt hat: ital. *anno* wird mit langem *n*, *bello* mit langem *ll*, *tutti frutti* mit langem *t* gesprochen usw.

Der liebliche Klangcharakter des Italienischen beruht auf den vielen unbetonten *i*- und *e*-Lauten, die erhalten und noch vermehrt sind, während das Französische, Rätoromanische und Katalanische diese Laute meist ganz unterdrückt haben, die anderen romanischen Sprachen teils unterdrückt, teils verdunkelt.

Der Anfang unserer Parabel lautet auf Italienisch:

*Un uomo avea due figliuoli, e il più giovane di loro*  
 [un 'uɔ:mo a've:a 'du'e fi'lwɔ:li e il pju ddzo:vane di 'lo:ro]  
*disse al padre: Padre, dammi la parte de' beni che mi tocca.*  
 ['disse al pa:dre 'pa:dre 'dammi la 'parte de 'be:ni ke mmi  
 'tokka]

Der musikalische Eindruck, den das Italienische macht und der es als die klangschönste romanische Sprache erscheinen läßt, beruht aber vor allem auf der Satzmelodie, dem gefälligen Auf und Ab der Tonhöhe. Mittelitalien, wo die italienische Schriftsprache zuhause ist, ist die Landschaft Italiens, in der der Sinn für Harmonie und Schönheit am stärksten ausgeprägt ist. Hier vor allem sind die großen italienischen Künstler daheim: Brunelleschi, Bramante; Cimabue, Giotto, Fra Filippo Lippi, Verrocchio, Botticelli, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raffael, Andrea del Sarto; Cherubini, Mascagni, Puccini usw., während Oberitalien mehr die Heimat der Staatsmänner und Unteritalien mehr die der Philosophen ist.

Die Zwischenstellung des Italienischen zwischen West und Ost kehrt in Wortschatz und Wortgebrauch wieder. Das Ursprüngliche ist die Einheit mit dem Osten. Das Rumänische und das Italienische haben viele Wörter gemeinsam. So haben beide lat. *flere* durch *plangere* „wehklagen“ ersetzt: rum. *plînge*, ital. *piangere*, während der Westen dafür *plorare* „heulen“ verwendet: frz. *pleurer*, span. *llorar*.

Für den Plural der Nomina wird im Osten der lat. Nominativ verallgemeinert, im Westen der lat. Akkusativ: *animae illae* ergibt rum. *inimele* („die Herzen“), ital. *le anime* („die Seelen“); dagegen herrscht im Westen *illas animas*, frz. *les âmes*, span. *las almas*, usw.

Aber an der Wiege der italienischen Schriftsprache stand die französische und die alte provenzalische Literatur Pate. So ist es nicht verwunderlich, wenn wir im italienischen Wortschatz auch zahlreiche Elemente finden, die aus Frankreich stammen, selbst so gewöhnliche Wörter wie *gioia* „Freude“, *ancora* „noch“ oder *adagio* „gemächlich“.

Eine besondere Färbung erhält der italienische Wortschatz durch einige lateinische Wörter, die sonst untergegangen sind, wie *ogni* aus *omnis*, und durch die langobardischen Lehnwörter wie *palla* „Kugel“, neben *balla* „Warenballen“, das über das Französische aus dem Fränkischen gekommen ist.

Die italienische Schriftsprache ist in Aussprache, Wortschatz und Wortgebrauch weniger streng geregelt als die französische. Die späte politische Einigung des in zahlreiche Städtestaaten zerrissenen Landes, wie auch die Impulsivität des italienischen Charakters sind die Ursache dieser Freiheit, die dem Italienischen gegenüber dem Französischen den Vorzug größerer Farbigkeit, aber auch den Nachteil geringerer Klarheit bringt.

Hören wir nun den Anfang der Parabel auf rumänisch:

*Un om avea doi feciori. Şi cel mai tînăr dintre ei a spus*  
 [un 'om a'vĕa doĭ fe'tʃori ʃi tʃel mǎi 'tĭnĕr 'dintre 'ieĭ a 'spus]  
*tatălui său: Tată, dă-mi partea din avere ce mi se cade.*  
 ['tatĕluĭ sĕŭ 'tatĕ 'demi 'partĕa din a'vere tʃe mi se 'kade]

Wir stellen fest, daß das Rumänische zwar ähnlich klingt wie das Italienische, doch weniger bewegt, weil ihm die langen Vokale und die langen Konsonanten fehlen, und dunkler, gedämpfter, besonders wegen der Mittelzungenvokale *î* und *ă*, z. B. in *tînăr* „jung“ aus lat. *tener* „zart, jugendlich“ oder in *dă-mi* aus lat. *da mihi*. Es mag kein Zufall sein, daß der Mittelzungenvokal *ă* auch in nichtromanischen Nachbarsprachen des Rumänischen, dem Albanesischen und dem Bulgarischen vorkommt.

Das Rumänische hat in vielen Dingen gegenüber dem Italienischen, mit dem es manches gemeinsam hat, und den übrigen ro-

manischen Sprachen einen älteren Zustand bewahrt. Das hängt damit zusammen, daß der romanische Osten im 4. Jahrhundert von Rom abgeschnitten wurde und so die Neuerungen nicht mehr aufnahm, die sich nach dieser Zeit von Rom oder Gallien ausbreiteten. So hat das Rumänische den mehr fallenden Rhythmus des Lateinischen in Wort und Satz von allen romanischen Schriftsprachen am besten bewahrt. Lat. *pulice* erscheint im Rumänischen als *purece* [ˈpuretse], im Italienischen als *pulce* [ˈpultse], im Französischen als *puce* [pys]. Der bestimmte Artikel wird an das Wort angehängt, so wie im Lateinischen *ille* öfter nach- als vorgestellt wurde; *canis ille* ergibt rumän. *cînele*, dagegen hat der Westen die Stellung mit steigendem Rhythmus *illum canem* bevorzugt: ital. *il cane*, frz. *le chien*, port. *o cão* usw.

Auch im Wortschatz und in der Flexion weist das Rumänische altertümliche Züge auf. Zahlreich sind die lateinischen Wörter, die nur im Rumänischen weiterleben, wie *placenta* „Kuchen“, rum. *plăcintă* „Pfannkuchen“; daraus ist ungar. *palacsinta* entlehnt, und dieses ist in der Wiener Küche zum *Palatschinken* geworden. Nur im Rumänischen sind lateinische Genitiv- und Vokativformen noch lebendig: „eine Ziege“ heißt auf rumänisch *o capră*, „einer Ziege“ *unei capre*, der Vokativ zu *cumnat* „Schwager“ lautet *cumnate*, entsprechend dem latein. *capra - caprae, cognatus - cognate*.

Viele Wörter haben eine eigenartige Bedeutungsentwicklung erfahren, so wurde *anima* zum Wort für „Herz“, rum. *inimă*, oder *draco* „Drache“ zur Bezeichnung des Teufels, rum. *drac*. Es ist verständlich, daß nur in Rumänien, wo Erdöl seit alter Zeit reichlich aus dem Boden fließt, das lat. *picula* „Pech“ die Bedeutung „Erdöl“ angenommen hat: rum. *păcură*.

Daß die Rumänen lange als Hirten- und Bauernvolk gelebt haben, während die alten Städte von fremden Völkern verwüstet oder besetzt worden sind, zeigt sich an dem Fehlen von speziell städtischen Ausdrücken des Lateinischen wie *villa, vicus, platea, palatium*. Dafür haben die nomadisierenden Rumänen viele Ausdrücke für das „Gehen“ und „Wandern“ entwickelt.

Aus dem Soldatenlatein der alten Militärkolonie Daziens dürften manche Ausdrücke stammen, wie *pleca* „weggehen“ aus lat. *plicare*, eigentlich „die Zelte zusammenfalten, abbrechen“.

Kennzeichnend für die Höflichkeit des Rumänen und seine Ehrfurcht vor dem Alter ist der Umstand, daß er zwei verschiedene Höflichkeitsformen gebraucht, eine respektvollere *Dumneavoastră cântați* (eig. „Eure Herrschaft Ihr singt“) und eine vertraulichere *Dumneata cînți* (eig. „deine Herrschaft du singst“), ja sogar eine der dritten Person *Dumneasa cîntă* (eig. „seine Herrschaft singt“).

Zahlreiche Eroberervölker sind in das fruchtbare Land am Unterlauf der Donau eingedrungen. Eines nach dem andern wurde von dem kinderreichen romanisierten Volk aufgesogen, das eine

uralte Technik besitzt, Eroberervölker zu überdauern, indem es sich eine Zeitlang in die Berge zurückzieht. Alle diese Völker haben einzelne Spuren im rumänischen Wortschatz hinterlassen, am meisten die Slaven. Das Kirchenslavische wurde für die Rumänen das, was für die Westromanen das Kirchenlatein war. Das Rumänische schöpfte aus ihm zahlreiche Ausdrücke nicht nur des politischen Lebens wie *boier* „Bojar“, sondern auch des höher entwickelten kirchlichen Lebens und überhaupt der höheren Kultur, wie *călugăr* „Mönch“ oder *citi* „lesen“. Trotzdem ist das Rumänische eine durchaus romanische Sprache geblieben, denn die wichtigsten und am häufigsten gebrauchten Wörter sind lateinischen Ursprungs. Unter den ersten 100 Wörtern der Parabel vom verlorenen Sohn sind nur zwei slavischen Ursprungs, ein Wort stammt aus dem Magyarischen, eines vermutlich aus dem Griechischen, eines wahrscheinlich aus der Sprache der thrazischen Ureinwohner; die übrigen 95 kommen aus dem Lateinischen. So trägt das Rumänische auch heute noch mit Recht seinen Namen: *limbă română* aus *lingua romana*.

Die Schriftsprache ist in Rumänien nicht älter als in Graubünden, aber die Vereinheitlichung ist weiter fortgeschritten als dort, wenn auch noch lange nicht so weit wie in Italien. Die Grundlage der rumänischen Schriftsprache ist die Mundart der Großen Walachei, aus der der erste rumänische Drucker, der Diakon Coresi, stammt; aber auch die andern Mundarten, besonders das Moldauische und das Siebenbürgische haben sie beeinflusst.

Wenn wir nun von Frankreich nach Südwesten gehen, so können wir das Provenzalische, das mit dem Französischen nahe verwandt ist, aber weniger weit vom lateinischen Ursprung entfernt, übergehen. Es spielt zwar im Mittelalter als Sprache der Troubadours eine große Rolle, hat aber in der Neuzeit die Geltung einer Schriftsprache verloren, im Gegensatz zum Katalanischen, das sich nach zwei Jahrhunderten der Verdrängung aus dem öffentlichen Leben in den letzten hundert Jahren diese Geltung bis zu einem gewissen Grad wieder zurückerobert hat.

Das Katalanische, im Osten der Pyrenäenhalbinsel, im Roussillon und auf den Balearischen Inseln gesprochen, nimmt eine gewisse Mittelstellung zwischen dem galloromanischen Sprachtyp und dem eigentlichen Iberoromanischen, dem Spanischen und Portugiesischen, ein. Freilich überwiegen im Katalanischen, dessen Wiege die alte *Marca Hispanica* des fränkischen Reiches gewesen ist, auch heute noch, trotz des lange wirkenden spanischen Einflusses, die galloromanischen Züge. Daneben hat es Eigenheiten entwickelt, die es sowohl vom Norden als auch vom Westen unterscheiden. Das zeigt sich in Lautstand, Wortschatz, Formenlehre und Syntax.

Wie die galloromanischen Sprachen und Mundarten hat auch das Katalanische die unbetonten Vokale außer *a* meist unter-

drückt. Dagegen hat es den galloromanischen Wandel von *u* zu *ü* und die Längung der Vokale nicht mitgemacht und unter dem Einfluß des Spanischen den alten Unterschied zwischen *b* und *v* verwischt. Eigenartig sind die zahlreichen *u*-Diphthonge des Katalanischen, die darauf beruhen, daß lat. *-d-*, *-tis-*, *-ce-*, wie *v*, im Auslaut zu *u* geworden sind, was in keiner anderen romanischen Sprache vorkommt: *nidus*, *videtis*, *decem*, *cadit*, *pacem* ergeben (wohl über *\*nið*, *\*vei'eð*, *\*deð*, *\*kað*, *\*pað* - *\*niv*, *\*vei'ev*, *\*dev*, *\*kav*, *\*pav*) *niu*, *veieu*, *deu*, *cau*, *pau*, wie *breu* aus *breve*.

Einen gedämpften Klangcharakter erhält das Katalanische dadurch, daß unbetontes *a* und unbetontes *e*, soweit dieses überhaupt noch erhalten ist, zu einem Mittelzungenvokal [ə] geworden sind. Von den 20 unbetonten Vokalen in dem Anfang unserer Parabel sind 15 ein solches [ə]:

*Un home tenia dos fills; i el més jove d'ells digué al pare:*  
 [un 'ɔmə tənɪə ðos 'fɪlʃ i əl meʒ 'ʒoβə 'ðels di'ge əl 'parə]  
*Pare, doneu-me la part que em pertoca del patrimoni.*  
 ['parə du'neŭmə lə 'part kəm pər'tokə ðət pətri'mɔni].

Auch im Wortschatz zeigt sich die Mittelstellung des Katalanischen zwischen Galloromanisch und Iberoromanisch mit überwiegenden galloromanischen und mit selbständigen Zügen: Das kat. Wortpaar *oncle* - *tia* „Onkel - Tante“ entspricht zur Hälfte dem frz. *oncle* - *tante*, zur Hälfte dem span. *tío* - *tía*. Aber die Mehrzahl der Wörter, bei denen Spanisch und Französisch auseinandergehen, verbindet das Katalanische mit dem Französischen: so heißt der „Tisch“ im Spanischen *mesa* (auch portugiesisch *mesa*), im Katalanischen aber *taula* wie frz. *table* (auch ital. *tavola*), „essen“ heißt span. *comer* (port. *comer*), aber kat. *menjar* wie frz. *manger* (ital. *mangiare*), „blau“ heißt span. *azul* (aus dem Arabischen, wie auch ital. *azzurro*), aber kat. *blau* wie frz. *bleu* aus dem Fränkischen.

Wie im Französischen ist der Imperativ Plural durch den Indikativ ersetzt worden: kat. *veieu* aus lat. *videtis* bedeutet „ihr seht“ (span. *veis*, port. *vedes*), aber auch „seht!“ (span. *ved*, port. *vede*).

Eigenartige Weiterentwicklung des lat. Wortgutes zeigt das Katalanische, wenn es z. B. das lat. *ignorare*, das in keiner anderen romanischen Sprache in erbwörtlicher Form weiterlebt, in der Bedeutung „sich nach etwas sehnen, das man nicht mehr hat“ verwendet. Das Spanische hat dieses unübersetzbare katalanische *enyorar* als Lehnwort (*añorar*) übernommen; ebenso das kat. *feina* „Arbeit“ aus lat. *facienda*: span. *faena* stammt aus altkatal. *faena*; das Wort ist charakteristisch für den arbeitsamen Katalanen. In keiner romanischen Sprache lebt lat. *pagensis* „Gaubewohner“ in der Bedeutung „Bauer“ fort, die das katal. *pagès* bewahrt hat.

Der nationale Gegensatz zu den Kastilianern in der Zeit des wiedererwachenden katalanischen Nationalbewußtseins hat die Vereinheitlichung der katalanischen Schriftsprache auf der Grundlage der Mundart von Barcelona beschleunigt. Sie ist durch einen gewissen einseitigen Purismus gekennzeichnet, nämlich durch das Bestreben, spanische Einflüsse auszuschneiden. So vermeiden manche Katalanen die Höflichkeitsform *vostè*, die dem span. *usted* aus *vuestra merced* „Euer Gnaden“ entspricht, und verwenden dafür lieber nach dem Vorbild der Franzosen *vós* „Ihr“.

Die beiden iberoromanischen Sprachen im engeren Sinne, das Spanische und das Portugiesische, heben sich durch eine Reihe gemeinsamer Merkmale nicht nur vom Katalanischen, sondern auch vom Französischen und Italienischen ab. Wegen der großen Entfernung von Rom haben sie, ähnlich wie das Rumänische im Osten, wenn auch nicht in demselben Maße, lateinische Wörter bewahrt, die sonst untergegangen sind, z. B. *humerus* „Schulter“, span. *hombro*, port. *hombro*, - auch rumän. *umăr* -; im Zentrum ist dieses Wort durch den vulgärlateinischen Ausdruck für das „Schulterblatt“, *spatula*, ersetzt worden: kat. *espatlla*, frz. *épaule*, ital. *spalla*. Das Spanische und Portugiesische unterscheiden sich von den andern romanischen Sprachen auch durch gemeinsame Neuerungen, wie die abgeleitete Form span. *corazón*, port. *coração* „Herz“ für einfaches *cor* (so kat., frz. *cœur*, ital. *cuore*) und durch gewisse Elemente, die sie aus der Sprache der vorromanischen Bevölkerung aufgenommen haben, sei es der Vascōnes, der Vorfahren der Basken, oder der Iberer. Ein Beispiel ist span. *vega*, port. *veiga* „Land am Wasser, fruchtbare Ebene“ aus *bai-ka* zu bask. *bai*, *ibai* „Wasser“.

In den iberoromanischen Sprachen ist auch der sprachliche Einfluß der Araber beachtlich, die acht Jahrhunderte lang einen großen Teil der Pyrenäenhalbinsel beherrschten. Er macht sich nicht nur in Lehnwörtern wie *alcalde* „Richter“ aus arab. *al-qâdī* „der Kadi“, oder *alcoba* „Schlafgemach“, „Alkoven“ aus *al-qubba* bemerkbar, sondern man kann vielleicht auch in der Syntax die Verwendung von *los padres*, *los reyes* (wörtlich „die Väter“, „die Könige“) im Sinne von „die Eltern“, „König und Königin“ auf das Vorbild des arabischen Dualis a potiori *abawânī* (wörtlich „die beiden Väter“) „Eltern“ zurückführen, und es dürfte kein Zufall sein, daß gerade im Spanischen und Portugiesischen das Verbum häufiger als in irgend einer anderen romanischen Sprache den Satz eröffnet, denn im Arabischen ist die Voranstellung des Verbums die Regel.

Gering ist der Einfluß des Westgotischen, aus dem vor allem Namen wie *Alfonso* oder *Elvira* stammen, erheblich dagegen der Zustrom von überseeischen Wörtern wie *cacique* „Indianerhäuptling, Dorftyrann“ oder *cacao* „Kakao“, von denen freilich die

meisten aus dem Spanisch-Portugiesischen auch in die anderen europäischen Sprachen weiterentlehnt worden sind.

Wenn auch das Spanische und das Portugiesische einander ähnlicher sind als irgend zwei andere romanische Sprachen, so bestehen zwischen ihnen doch allerhand Unterschiede.

Diese beruhen zum großen Teil auf dem revolutionären Charakter der Mundart von Kastilien, die die Grundlage des Spanischen (*español* oder auch *castellano* genannt) bildet. Ihre Eigenheiten haben sich vom Norden, besonders durch die Reconquista, immer weiter nach Süden ausgebreitet.

In der Aussprache ist es eine starke Vereinfachung des Lautbestandes: der Vokale, bei denen es keinen ausgeprägten Unterschied zwischen offenen und geschlossenen *e*- und *o*-Lauten gibt, und der Konsonanten, von denen alle stimmhaften Reibelaute stimmlos geworden und die labiodentalen *f* und *v* verloren gegangen sind. *F* wurde zunächst durch *h* ersetzt, das später in der Schriftsprache verstummte (dem katal. *faena*, *feina* aus lat. *facienda* entspricht span. *hacienda*, aber mit der Bedeutung „Landgut, Vermögen“), labiodentales *v* wurde durch bilabiales *b* ([*b*] oder [*β*] je nach der Stellung) ersetzt. Da auch das Baskische den Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Vokalen, die stimmhaften Reibelaute, das *f* und das *v* nicht kennt, ist es wahrscheinlich, daß hier der Einfluß der vorromanischen Bevölkerung des Nordens der Halbinsel wirksam war.

Der Klang des Spanischen ist wegen der vielen *a*, *o* und *e* metallisch, männlich, aber wegen der stimmlosen Reibelaute ziemlich rau, die Satzmelodie eher monoton. Unsere Parabel beginnt auf spanisch:

*Un hombre tenía dos hijos; y el menor de ellos dijo a su padre:*  
[un 'ɔmbɾe tɛ'nia ðos 'ixos i ɛl mɛ'nɔr ðɛ:λoʒ 'ðixo a su 'paðɾɛ]

*Padre, dame la parte de la hacienda .ue me pertenece.*  
[ 'paðɾɛ 'damɛ la 'partɛ ðɛ la: 'θjɛnda kɛ mɛ pɛɾtɛ'neθɛ]

Genügsam ist der Spanier in der kargen Landschaft der kastilischen Hochebene. Auch in seiner Sprache versucht er mit den geringsten Mitteln auszukommen. Die Zahl der unregelmäßigen Verba ist im Spanischen geringer und die Grammatik ist stärker vereinfacht als in irgend einer anderen romanischen Sprache.

Charakteristisch für die Würde, die der Spanier für sich beansprucht und die er auch jedem Mitmenschen, auch dem ärmsten, zugestcht, ist das Wort *caballero* „Ritter“, das man von jedem Mann gebrauchen kann, und die Anrede mit *Don* und dem Vornamen, die der Spanier jedem gibt, den er kennt. Er nennt den Stiefelputzer, dessen Kunde er ist, genauso *Don Alfonso* „Herr Alfons“, wie den König, oder wie der Student seinen Professor.

Die Vereinheitlichung der spanischen Schriftsprache ist weit fortgeschritten, doch gibt es auch noch Streitpunkte; so sind die



spanischen Grammatiker in zwei feindliche Lager gespalten, die *Loístas* und die *Leístas*. Die einen sagen „ich sehe ihn (*lo veo*), die andern „ich sehe ihm“ (*le veo*).

Weniger streng geregelt ist die portugiesische Schriftsprache. Sie unterscheidet sich von der spanischen vor allem dadurch, daß sie auf einer älteren Stufe stehen geblieben ist.

Das Portugiesische hat mehr Nuancen an Vokalen und Konsonanten bewahrt als das karge Spanische, und dazu sind neue gekommen, besonders die vielen Nasalvokale. Sie sind im Portugiesischen noch zahlreicher als im Französischen, und man hat sie gelegentlich aus dem Einfluß der Kelten erklären wollen, die im Süden von Portugal saßen, nach denen aber vielleicht auch die Landschaft Galizien, die eigentliche Wiege der portugiesischen Sprache benannt ist. Die Nasalvokale machen zusammen mit den verschiedenen Arten von Mittelzungenvokalen und den gehauchten Vokalen den Klang des Portugiesischen besonders weich, zart und gedämpft. Die Parabel vom verlorenen Sohn beginnt auf portugiesisch:

*Um certo homem tinha dois filhos; e o mais moço d'elles*  
[ũ 'sertũ 'õmẽĩ 'tĩpẽ ðõĩf 'filuf i u maĩz 'mosu 'ðelĩz]

*disse ao pae: Pae, dá-me a parte da fazenda que me pertence.*  
[ðĩsĩ vũ 'paĩ 'paĩ damĩ v 'partõ ðv fẽ'zẽndv kv mõ pãr'tẽsã]

Der archaische Charakter des Portugiesischen zeigt sich auch im Wortschatz und besonders im Wortgebrauch. Nur im Portugiesischen ist z. B. lat. *cito* „schnell“ als *cedo* noch lebendig. Das Portugiesische ist die einzige romanische Schriftsprache, in der das lateinische Perfekt noch in seiner vollen ursprünglichen Bedeutung vom präsensfernen und vom präsensnahen vergangenen Geschehen gesagt wird, die einzige Sprache, in der das lateinische Plusquamperfekt *cantara* seine alte Bedeutung bewahrt hat, die einzige Sprache neben dem Rumänischen, in der man heute noch so bejaht wie im Lateinischen, nämlich durch die Wiederholung des Verbums: „Kommst du? - Ja.“ port. *Vens? - venho*.

Aber es kennt auch eigenartige Neuerungen, die es von den übrigen romanischen Sprachen unterscheiden, z. B. hat es einen Infinitiv entwickelt, der konjugiert werden kann: *vens para comer* - *vimos para comer* „du kommst zu essen - wir kommen zu essen“.

Im Wortschatz weicht das Portugiesische weniger von seiner Nachbarsprache ab, als sonst irgend eine romanische Schriftsprache. Doch gibt es auch hier gewisse Eigenheiten. Während z. B. das Spanische das Fenster als „Windloch“ *ventana* bezeichnet hat, verwendet das Portugiesische dafür eine Verkleinerungsform von lat. *janua* „Tür“: *janela*. Nur im Portugiesischen sind alle heidnischen Wochentagnamen durch die christlichen ersetzt worden: *segunda feira* „Montag“, *terça feira* „Dienstag“ usw.

Besonders kennzeichnend für das Portugiesische ist das Wort *saudade*. Es kommt von lat. *solitudo* „Einsamkeit“ und hat die Bedeutung „wehmütige Stimmung“ angenommen. Es spielt in der portugiesischen Dichtung seit alten Zeiten eine große Rolle und ist, ebenso wie die häufige Verwendung des Kosesuffixes *-inho* — sogar bei Adjektiven und Verben —, charakteristisch für die melancholische Sinnesart und die Gemühtiefe des Portugiesen.

Wir stehen am Ende unseres Versuches, durch die Vergleichung der romanischen Sprachen ihre wesentlichen Unterschiede hervortreten zu lassen. Es hat sich dabei gezeigt, daß hinter den Merkmalen, durch die sich die romanischen Sprachen, sei es einzeln, sei es in Gruppen, voneinander unterscheiden, als Gründe für die Differenzierung der lateinischen Ursprache geographische, geschichtliche und völkerpsychologische Verhältnisse mehr oder weniger deutlich zu erkennen sind.

Solche Zusammenhänge der Sprache mit dem sprechenden Menschen, seiner Umwelt und seiner Geschichte immer genauer zu erforschen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachwissenschaft.

Die romanische Philologie befindet sich dabei in einer besonders günstigen Lage. Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen können sich ja im allgemeinen nicht der Methode des Experimentes bedienen, d. h. des Verfahrens, durch willkürliche und wiederholbare Variation der Bedingungen den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nachzuweisen. Aber einen gewissen Ersatz stellt die romanische Philologie der allgemeinen Sprachwissenschaft dadurch zur Verfügung, daß sich auf ihrem weiten Beobachtungsfeld eine uns gut bekannte Grundsprache, die Sprache Roms, nach der Ausbreitung über die Provinzen des Römischen Reiches unter verschiedenen Bedingungen zu verschiedenen Dialekten und schließlich zu verschiedenen Sprachen, eben den romanischen Sprachen, weiterentwickelt hat. So ist hier jene Variation der Bedingungen, die der Naturwissenschaftler künstlich herbeiführt, durch die Geschichte selbst bereitgestellt worden.